

# Stimmen im Gebirge

Autor(en): **Ramuz, C.F. / Weckerle, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 20

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672167>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Stimmen im Gebirge

Erzählung von C. F. Ramuz

Uebersetzt von Rudolf Weckerle

Es war eine Stelle, wo der Weideplatz sich gefährlich der Schlucht zuneigte. Unten ist aus kreuzweise übereinander befestigten Pfählen ein Zaun angebracht worden, um die Tiere am Weitergehen zu hindern. Jeden Abend gegen sechs Uhr, nachdem der grosse Käsekessel, der an einem waagrechteten Arm aus Holz hing, zur Seite geschoben worden war — man braucht den Balken nur um seine eigene Achse zu drehen — ging der Senn fort, ohne jemandem etwas zu sagen und begab sich zu jener Stelle über dem Abgrund. Nichts hindert hier den freien Blick. Man sieht hinunter auf den flachen Talboden, wo, zweitausend Meter tiefer, die Rhone fliesst. Hier oben blieb er stehen, oder er legte sich flach auf den Bauch. Nichts war da als die Luft, eine Luftschicht von einer Farbe wie Seifenwasser; da war nichts unter ihm als ein leerer, schattendunkler Raum, aus welchem, manchmal mit einer Nebelwolke, nur ein verworrenes Tosen stieg, das sich anhörte wie das Stimmengewirr von vielen Leuten, die auf einem Dorfplatz diskutieren am Wahltag. Hier, auf dieser Rasenbank, wo kurzes, krauses Gras wuchs auf dünner Humusschicht, die wie ein Teppich auf dem vorspringenden Felsen lag, hier war er jeden Abend zur selben Zeit, da stand er oder legte sich bäuchlings hin, hob die Hände an den Mund und liess aus seiner Brust ein «Ho-oh!» dringen, hinab in die Schlucht. Zwei Laute sind es, von denen der zweite höher und länger tönt. «Ho-oh!» Für dich sind sie! Kommst du? Hinabzusteigen zwang er den Ruf, denn er soll sie suchen; die Schlucht muss er überspringen und dann sich hinwenden bis zu jenem anderen grünen Felsvorsprung, wo sie, ja sie erscheinen wird — weil sie mich hört. Und deshalb formt er behutsam seine Hände zu einem Schalltrichter.

Und da kommt sie, schon ist sie dort. Aus dieser Entfernung und von hier oben gesehen, ist sie nicht grösser als der kleine Finger. Aber sie hat ihn gehört. Er hat dem Ruf die Kraft gegeben, dass er bis zu ihr dringe. Und dieser Ruf aus vollen Lungen hat gleichsam ein Loch in die Luft ge-

stossen, gefügig geht er seine Bahn und er braucht nur vier oder fünf Sekunden für seinen Weg, für welchen der Mensch beim Niedersteigen, der Mensch mit seiner Schwere, mehr als eine Stunde braucht, und wenn er ihn hinaufsteigen müsste, benötigte er dazu wegen seines Körpergewichts mehr als zwei. Eine andere Stimme, eine feine, begibt sich auf den Weg durch die luftigen Räume der Berge zu ihm, eine frische, helle Mädchenstimme. Die Antwort ist es: «Ho-oh!» Einmal und noch einmal ertönt sie, und diese zweifache Antwort, sie will sagen: «Ich erwarte dich!»

Er ist nur mit seinem Hemd, dessen Armel aufgekrempt sind, und mit einer Leinenhose bekleidet; um zu ihr zu gehen, hat er sich leicht gemacht.

Jählings eilt er den Hang hinab. Eben noch sah man ihn, schon sieht man ihn nicht mehr. Nachdem er ein Felsmüerchen überquert hat, muss er sich nur abwärts gleiten lassen. Bald mit der einen, bald mit der andern Schulter neigt er sich gegen den Hang, der schnell unter seinen Füssen entflieht. Ein Felsstück legt sich ihm quer über den Weg; mit einem Satz überspringt er es. So kommt er auf den Pfad, auf welchem die Herde zur Höhe steigt; für kurze Zeit folgt er ihm, dann verlässt er ihn, in Ungduld über die Zeit, die er verliert; denn da gibt es Abkürzungen, sie sind zwar abschüssig, weil man über einen Hang mit Geröll muss, und dieses rollt gleichzeitig mit einem talwärts, jedoch so kommt man schnell vorwärts. Nun befindet er sich oben auf einer Seite der Schlucht, in ihre Tiefe sinkt er hinab, auf ihrem Grunde sieht man dann und wann aus dem schwarzen Dunkel blendendweisses Wasser spritzen und gischen, einem Pferde gleich, das sich aufbäumt, Schaum vor den Lippen. Auch es, das Wasser, geht schnell seinen Weg, und es fordert uns auf und ermuntert uns; er aber, der Mensch, er steht an den Felsen gelehnt, mit ausgestreckter Hand sich am Steine zu sichern, denn für ihn, mit seinem Körper, ist der Weg lang — schwierig und lang. Indessen kommt er in der Schlucht zu einer vorspringenden Felsenkante, nicht breiter als seine

Fussole; vom einen Ende zum andern muss er sich entlang tasten. Dann rutscht sein Fuss von neuem über Kies und Geröll, das unter ihm ins Gleiten gerät. Und da ist er schon in dem feuchten Dunst, den das Wasser von sich gibt und unablässig aus seinen verborgenen Gründen steigen lässt. Die Kleider und das Gesicht des Erasmus sind nass. Ihm ist's recht so, jetzt hat er nur noch diesen Wildbach zu überqueren. Die Brücke, über welche die Tiere bergwärts ziehen, befindet sich weiter unten; er benötigt keine Brücke. Jeden Abend geht er hier hinüber. Er kennt den Ort. Es ist die Stelle, wo mit einemmal die dampfenden Wasser des Wildbachs in einem Schlund verschwinden, zwischen zwei grossen Felsblöcken, die das Wasser selber vom Berg herabgebracht, just für ihn gebracht hat. Er braucht nur auf einen der beiden zu klettern und, wenn er oben ist, auf den andern zu springen, was er nun auch tut, indem er mit dem rechten Bein weit ausholt, sein ganzes Körpergewicht nach vorn verlagernd und so hinüberspringt — gerade Zeit genug, um unten das kochende, gischende Wasser wahrzunehmen. Und dann wird alles leicht. Der Abhang auf dieser Seite ist weniger steil; man steht hier auf schwarzer Erde, wo sogar einige Lärchen wachsen. Und dann ist sie da, ganz in der Nähe ist sie da. Jedesmal, wenn es ihr möglich ist, kommt sie ihm entgegen, an den Tagen, wo es keine Arbeit gibt, oder wenn ihr Vater sie nicht zurückruft: «Christine, und die Schweine?»

Er hört ihren näherkommenden Schritt. Im Frieden eines schönen Abends, wenn der Schnee ganz rosig ist, lauscht er ihrem Kommen, und er denkt bei sich: Sie ist da!

Sie erscheint bei einer Biegung des Pfades. Er grüsst sie:

«Guten Abend.»

Sie sagt zu ihm:

«Guten Abend, wie geht es dir?»

Er sagt:

«Nicht allzu schlecht, und dir?»

Und während sie miteinander, Hand in Hand, bergan steigen in der Richtung, aus der sie kam, lacht er ein wenig, sie haben nicht ohne Mühe die Erlaubnis erhalten, einander zu treffen. Gemeinsam steigen sie bergan, zwar nicht bis zum Haus, wo sie wohnt, wohl aber bis zu dem Platz rechter Hand, der ihnen allein gehört, wo sie erscheint, wenn seine Stimme sie ruft, von wo sie ihm ihre Stimme zuschickt — um so schon vereinigt zu sein, doch noch nicht innig genug; aber jetzt ist es

gut. Nun sitzen sie, eins neben dem andern, in den feinen Kräutlein, die nach Honig duften; von Sträuchern sind die beiden geborgen. Da ist nichts vor ihnen als die Schlucht und über der Schlucht die ragenden Berge mit den grünen Matten und den aufgetürmten Felsblöcken, die auf ihrem Rücken ein weisses, helles Funkeln tragen, das aber allmählich erlischt, weil die Sonne sinkt und die Schatten höher und höher steigen. Sie sprechen wenig, sie sagen einander ein paar Dinge, fast nichts sagen sie sich, nur hin und wieder ein leises Wort. Und es kommt die Nacht, und der Tag weicht, er zieht sich zurück und steigt langsam und nach und nach bis zu den hohen Gipfeln empor, wo er golden funkelt, wie der Hahn auf seinem Kirchturm. Seit langem schon ist die Sonne hinter dem Horizont versunken; aber in der Höhe herrscht noch der Tag, der rosige Tag, allmählich färbt er sich feurig rot, dann dunkelviolet, so wie eine Glut, die langsam erlischt. Jedoch, um die Liebenden im Dunkel zu suchen, steigt der Tag zurück auf sie herab als ein Widerschein, als ein rosiger Schimmer, der auf ihren Haaren, auf ihrer Haut liegt.

«Oh!», sagte Erasmus, «du hast rotes Haar. Die Mädchen mit roten Haaren hab ich nicht gern.»

Ihr Haar ist wieder schwarz geworden.

«Nun ist's gut», sagt Erasmus.

Denn mit einemmal, als ob man eine Kerze ausgeblasen hätte, ist alles erloschen. Hinter den bleichen Felsen steigt langsam ein Stern empor, im sanften Blau des Himmels blüht er zögernd auf, es ist, als ob er leise zitterte, bevor er ruhend strahlt. Da sind es ihrer zwei, dann drei, und bald schon so viele, dass man sie nicht mehr zählen könnte. Er stand auf und sagte:

«Ich muss gehen.»

«Jetzt schon!»

Traurig schüttelte sie den Kopf. Um sie zu trösten, sagte er:

«Begleitest du mich ein Stücklein Wegs?»

Eine kurze Strecke gingen sie gemeinsam; das Scheiden aber blieb ihnen nicht erspart. Als sie allein heimkehrte, fühlte sie ihn dennoch nahe. Er gab ihr Kunde von sich; indem er die Hände an seinen Mund hob, um seine Stimme ihr nachzuschicken, gab er ihr Mut und Kraft mit auf den steilen Weg, und sie erwiderte mit ihren Zurufen seinen Ruf.

\*

Der junge Hirte gab sich einen Schlag auf den Schenkel:

«Wie böse sie diesen Morgen sind!»

Sie waren ihrer zwei, ein junger Hirt und ein alter mit einem Bart, die auf der Weide die Herde hüteten.

«Oh!» sagte der Alte, «es wird nicht lange auf sich warten lassen.»

Der Alte hebt den Blick zu den Berggipfeln. Nichts sieht man als einen hohen blauen Himmel. Weit und breit kein Wölklein, nicht die Spur von einer Wolke, es ist nur sehr heiss. Und dann, nur einen Augenblick später, als die beiden Hirten zurückkamen, krachte ein Donnerschlag. War es wirklich der Donner? Seit zwei Monaten war nicht ein Tropfen Regen gefallen. Nun ist die Zeit der Gletscherbrüche; die Firnblöcke, die an ihrer Basis unterhöhlt sind, verursachen häufige Einstürze. es gibt Steinschläge, und so entsteht dieses dumpfe Krachen, das vom Echo zurückgeworfen wird, dann ist es, als ob der ganze Berg grollte. Vielleicht war das gar nicht der Donner.

«Nicht schlimm», sagt der Alte, «wir werden nur die Tiere in die Ställe treiben müssen.»

Das haben sie getan, obwohl sie sogar mit weit zurückgeneigtem Kopfe nicht das geringste Anzeichen am Himmel entdeckten.

Aber da hebt der Alte den Arm und zeigt auf etwas. Am äussersten Ende des Berggrates, der wie Silber glänzte, bildete sich etwas wie eine schwarze Mauer, die von gewissen Stellen aus fast gänzlich sichtbar war; weiter weg sah man nur ihren oberen Teil, zwei Felsenhörner ragten dort auf in den Himmel. Dem ganzen Grat entlang zog sich die Mauer, und immer noch mehr in die Länge dehnte sie sich und gleichzeitig wuchs sie in die Höhe, so wie Baustein auf Baustein sich fügt. In den Bergen ist es so: das Gewitter ist über uns, bevor wir es haben kommen sehen. Das Tageslicht verändert sich, man könnte glauben, man sähe durch schwarze Brillengläser, die Luft ist wie mit Russ geschwängert, und gleichzeitig breiten sich über den ganzen Himmel dicke, schwere schiefergraue Wolken aus. Und schon, gerade über uns, schwingt der Blitz seine Peitsche, mächtig zickzackt sein Leuchten, rot wie Rosen, durch den weiten Raum. Die beiden Männer hatten gerade noch Zeit, sich in die Sennhütte zu flüchten. Alles stürzt zusammen. Die Erde gerät in Bewegung. Und des Regens unzählige Wasserlanzen stürzen mit blitzenden Spitzen hernieder, graben und wühlen den Boden auf, durchdringen das Dach. Der ganze Berg kommt. Der ganze Berg ist wie ein einziger Wasserguss, den er über sich niederrauschen lässt.

Was fest war, ist flüssig geworden, was im Fester gegründet war, ist es nicht mehr; wo der Fels wie verwurzelt stand, geben diese Wurzeln krachend nach. Die Elemente entfesseln sich, sie sind wie umgewandelt. Möge alles herabstürzen, was da aufgestapelt über unsern Köpfen schwankend hängt, stürzt herab, ihr Dinge, die ihr ewig schienet und doch nur einen Augenblick Dauer habt. Und wirklich, sie kollern polternd herab, wirr durcheinander, eins gleitet über das andere hinweg. Von Zeit zu Zeit fiel den beiden Männern in der Sennhütte ein Tropfen auf den Kopf, wieder ein anderer in den grossen Käsekessel, wo er auf der Oberfläche der Milchschotte eine kleine, ringförmige Vertiefung bildete. Doch horcht! das Gewitter ist vorbei, der Donner ist schon nur mehr ein fernes Grollen. Diese Zornausbrüche sind nicht von Dauer. Es regnete indessen immer noch.

\*

Bis zum Abend hat es geregnet. Trotzdem hat sich Erasmus auf den Weg begeben, wie gewöhnlich, mit dem einzigen Unterschied, dass er ihr diesen Abend nicht gerufen hat. Seine Hände hat er nicht als Trichter an den Mund gelegt; an diesem Abend ist keine Stimme in den Bergen ertönt. Christine hätte ihn auch gar nicht hören können; denn der Wildbach führte enorme Steinmassen mit sich, die sich auf dem Grunde seines Bettes aneinanderstiessen; Ja, der reissende Bach, er hat, wenn seine Laune es will, eine stärkere Stimme als der Mensch.

Dichte Dunstwolken, die alles verhüllten, stiegen unablässig aus ihm empor. Ohne dass Erasmus wie sonst sein Kommen angekündigt hätte, steigt er hinab durch Regen und Nebel. Wie in einem unbekanntem Land ist er, er geht durch ein unbekanntes Land, bald liegt es offen da, bald entzieht es dem Blicke sich wieder, ist von neuem sichtbar, dann wieder verborgen. Auf weite Strecken haben die Wasser das Rasenkleid der Erde fortgeschwemmt und nur den nackten Fels zurückgelassen, so dass Erasmus gezwungen war, einen neuen Weg zu suchen, und überdies ertönte das ungeheure Tosen und zornige Brausen des Wildbachs immer stärker, je mehr Erasmus sich ihm näherte; sein Kopf ward ganz wirr davon. Durch die Wucht der aus dem Gebirge mitgeführten Steine, der Kiesel und des Geschiebes waren die beiden Felsblöcke voneinander getrennt worden. Und wie Erasmus hinübergekommen ist an diesem Abend, das hat man nie erfahren; ihm selber war es nicht bewusst, denn da wirbelten und strudelten



*Mohnblumen*

Foto G. Derendinger

die Wasser um ihn her in wilder Empörung, drohten ihn zu verschlingen und schleuderten ihm ihr Getöse und ihren Gischts ins Gesicht.

\*

Christines Vater sass mit seiner Frau und seinen Kindern eben beim Abendbrot, als jemand an die Küchentür klopfte. Christine ist sehr blass geworden.

«Herein!»

Die Tür öffnet sich ein wenig. Er streckt seinen Kopf durch den Spalt:

«Entschuldigt, wenn ich nicht eintrete. Ich wag's nicht, mich so zu zeigen.»

Christine ist aufgestanden und Christine hat ihn empfangen. Sie haben sich unter dem Vordach gesetzt.

«Erasmus, bist du es auch wirklich?» sagte sie. «Erasmus, du bist dennoch gekommen, bei diesem Wetter!»

«Du siehst es ja.»

«Oh!» sagte sie, «du bist ganz durchnässt!»

«Das wird wieder trocknen.»

«Oh! wie war es dir nur möglich? Ich habe dich nicht mehr erwartet.»

«Wenn du willst, dass ich wieder umkehre . . .»

«Oh! Erasmus», sagte sie. «War es dir nicht zu viel Mühe?»

«Mühe — die zählt nicht.»

Sie hatten sich nur wenig zu sagen, als sie so dasassen, dicht nebeneinander, auf einem Balken, der auf dem Boden an der Mauer des Hauses lag. So sassensie im Dunkel der Nacht, ein Stück verdichtete Nacht. Immer noch fiel Regen.

Sie hatten kaum Zeit gehabt, miteinander ein paar Worte zu wechseln, und schon steht er wieder auf.

«Oh! Erasmus, du willst zurück?»

«Was bleibt mir andres übrig?»

«Willst du nicht hier bleiben? Du könntest im Heu schlafen.»

«Nein, ich kann nicht, sie erwarten mich!»

«Oh! Erasmus, denk doch, bei Nacht, und bei diesem Wetter! Sei doch vorsichtig!»

«Ich muss», sagt er wieder, «sofort muss ich gehen. Bei diesen schlechten Wegen kommt man nicht zu schnell vorwärts.»

«Erasmus!»

Sie versucht ihn zurückzuhalten. Er hat ihr die Hand hingestreckt. Sie will sie nicht mehr loslassen. Er reisst sich los:

«Lass mich, oder ich nehme dich mit!»

«Oh ja, nimm mich mit dir!»

«Nun, was sollte mir zustossen?»

Sie hat nicht einmal Zeit gehabt, ihm Lebewohl zu sagen. Schon ist er fort, versunken in der Nacht.

\*

Am folgenden Morgen kam Christines Vater, der fort gewesen war, um Umschau zu halten, in die Sennhütte zurück und sagte:

«Auf Alp Posses haben sie zwanzig Ziegen verloren. Die Brücke über die Serigne ist vom Wasser weggerissen worden.»

Christine fragte ihn:

«Wer hat dir das gesagt?»

«Der Mann, der den Käse ins Tal hinunter bringt.»

«Es wird gut sein», sagt der Vater noch, «wenn ich nachsehe, ob sich nicht auch in unserer Nähe ein Unglück ereignet hat.»

Ein Unglück? Christine glaubt nicht daran. Wie wäre das nur möglich an diesem schönen Tag? Während der Nacht hatte das Wetter plötzlich umgeschlagen. Die Winde streiten sich. Die Bise, die von Norden kommt, verjagt den Südwind. Nun, seht doch, da ist weit und breit nicht die kleinste Wolke mehr. Aus den Spalten und Schründen des Gletschers steigen nur noch ein paar graue, federleichte Wölklein: ein Hauch — und sie entschweben über den Grat. Und wieder sieht man die Schneefelder, die blauen, die im Schatten liegen, und die weissen und goldnen, von der Sonne beschienen, weit und gross liegen sie da in ihrer vollkommenen Reinheit, schön blank geputzt und ganz neu sehen sie aus; und wo wir auch

gehen, ist ihr Glänzen in unseren Augen. Die Luft ist so rein, dass wir auch das kleinste Fleckchen Schnee von seiner Umgebung unterscheiden können. Sie atmet sie ein, diese Luft. Sie ist frisch, sie ist gut. Mit schwellender Brust atmet sie ein die Luft, die ihre Wangen rosig färbt. Christine zählt die Stunden, die sie warten muss, bis Erasmus kommen würde, ein ganzer Nachmittag noch, das ist lang; nur gut, dass sie zu arbeiten hat. Und so vergeht ihr die Zeit so gleichmässig, wie der Wind um ihre Ohren streicht. Sie denkt: Um sieben Uhr, vielleicht ein wenig früher. Jedoch sie wird diesmal nicht bis um sieben Uhr warten, auch nicht bis er rufen wird, auf dass sie ihm Antwort gebe.

Ich werde ihm meine Stimme zuschicken, bevor die seine mich erreicht. Für einmal will ich als erste auf ihn warten. Sie begibt sich auf ihren Platz wie immer. Sie schaut, sie schirmt ihre Augen mit flacher Hand, denn das unerträgliche Geglitzter des Schnees blendet sie; aber die tiefer gelegenen Felsen sind grau, und noch weiter unten ist es grün, ein sanftes Grün. Nichts ist zu sehen, nichts zu hören. Und doch sollte er dort erscheinen; und er kommt immer noch nicht.

Und nun, so wie sie es sich vorgenommen hatte, ruft sie; den Kopf ein wenig nach hinten geneigt, hebt sie ihre Hände als Schalltrichter zum Mund: «Ho-oh!» Ihr Ruf steigt in die Luft, er hat die Schlucht übersprungen. Und immer wieder hebt sie ihre Stimme in den Frieden dieses schönen Abends. Christine ruft und ruft, nimmer hört sie auf mit Rufen; immer noch antwortet er nicht. Keuchend ringt ihre Brust nach Luft, und nur noch mit rauher Stimme und mit Anstrengung stösst sie noch einmal ihren Ruf hinaus über die Schlucht. Immer noch antwortet niemand, immer noch kommt niemand.

Er ist nicht gekommen, wohl aber, ein wenig später zur Abendzeit, erscheinen drei seiner Kameraden aus der Sennhütte, darunter der Alte mit dem Bart. Sie halten vor dem Haus still. Christines Vater ist da, er sieht sie auf sich zu kommen, er sagt kein Wort. Der Alte tritt einen Schritt vor.

«Wir sind gekommen, um Erasmus zu suchen. Wir dachten, dass vielleicht Ihr ihn hier gesehen habt.»

«Wir haben ihn gesehen», sagt Christines Vater.

«Wann?»

«Gestern abend.»

«Seit gestern ist er nicht mehr zurückgekehrt.» Christine hat alles gehört. Sie hatte sich ver-

steckt im Lattenverslag, wo man die Reisigbündel aufbewahrt.

«Wir haben uns gefragt», beginnt der Alte wieder, «ob er vielleicht bei Euch geblieben sei.»

«Nein», sagt der Vater, «er ist wieder fortgegangen.»

«Wann denn?»

«Gestern abend. Nicht wahr, Christine? Gestern abend zur gewohnten Zeit, so um acht Uhr oder halb neun.»

Und er ruft:

«Christine! He, wo bist du?»

Sie zeigt sich nicht.

«Er hat sich wohl verirrt», sagt der Vater. «Auf Alp Posses haben sie zwanzig Ziegen verloren.»

«Verirrt?» sagt der Alte mit dem Bart, «Gott weiss es; wir haben ihn schon überall gesucht.»

Christine sinkt noch mehr in das Dunkel, in dem sie sich verborgen hält. Sie schwankt gegen die Holzbündel, mit den Armen stützt sie sich auf den Mauerrand, ihr Gesicht vergräbt sie in den Armen.

Niemand kann sie sehen, niemand hört sie. Man vernimmt nur ihres Vaters Worte:

«Gut so, und da ihr doch da seid, müsst ihr ihn weiter suchen.»

«Natürlich», sagt der Alte, «wir wollen es nochmals versuchen. Eine peinliche Geschichte ist das.»

Er drückt den Rand seines Hutes ein wenig nach oben und kratzt sich hinter dem Ohr.

## *Hagelraketen steigen*

Von Gottlieb Heinrich Heer

Wenn an heissen Sommertagen die Höhenlinie der Albiskette scharf von einem durstigen Himmel sich abhebt und eine unheilverkündende Färbung, ein düsteres Gemisch von Kupferrot, Schwefelgelb und einem bläulichen Grau das Firmament überzieht, blickt der Bauer am rechten Ufer des Zürichsees besorgt in die Weite. Er weiss, dass bald darauf eine Wand von Gewölk sich in den gleichen irrlichternden Farben verdichtet und als Vorstoss eines Sommergewitters vom Sturm über den See herangetrieben wird. Donner und Blitz lösen sich oft in rascher Folge ab, noch ehe der Landmann genügend Zeit findet, die letzte Heufuhre einzubringen, und als ein Angriff, welcher der Kriegserklärung der Atmosphäre an die fruchtbaren Felder und Rebhänge auf dem Fusse folgt, prasseln Regen und nicht selten Hagelkörner in gepeitschten Schauern über das Land.

Dieser Angriff findet die Gegend am Zürichsee nicht wehrlos der Wetterbedrohung ausgeliefert. Als Antwort auf den Ueberfall des Gewitters dröhnen plötzliche Detonationen in die Gräue der Wolken und im vernebelten Luftraum über See und Ufer verhallt ein menschlicher Gegendonner. Schuss reiht sich an Schuss, und der Abwehrkampf menschlicher Erfindungsgabe und der Besorgnis um Ertrag und Erhaltung unentwegter Jahres-

arbeit ist rasch in vollem Gange. Dumpf widerhallen, durcheinanderjagend, Schüsse und Donner im Aufruhr der Elemente, und der Blitz durchleuchtet grell den Kampf um ein notwendiges Gut des Lebens.

Hagelraketen steigen; sie suchen das verderbliche Unheil des Gewitters, die Hagelbildung, zu stören und den Schaden, den die oft bis eigrossen Eiskörner in den Weinbergen und Feldern stiften, zu verhüten.

Dicht beim Rebhäuschen, das am üppigen Hange steht und dessen Dach bei gutem Wetter fröhlich in der Sonne blinkt, gleich der frohen Gemütsart des Weinbauern am Zürichsee, mitten im Hanggelände einer althergebrachten und wohlbehüteten Kultur, steht die Wasserleitungsröhre bereit, in der die Rakete, im Notfall rasch eingesteckt, angebrannt wird. Die Betreuer einer Hagelabwehrstation, wie der Ort genannt wird, sind der Witterung kundig und zur rechten Zeit angelangt. Sie ducken sich nun, da das Unwetter hereingebrochen ist, unter dem kleinen Vordach, reichen die fast mannsgrossen Raketen aus dem trockenen Behälter, und bereits hat einer den brennenden Stumpfen in der Hand, um die Lunte zu entzünden. An eine andere Entzündungsart wäre bei Sturm und Regen, die oft ein heulendes Ausmass anneh-